

Ein schlesischer Räuber.

Von T. v. n. s.

Im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, zu derselben Zeit, als der berühmte Schindlerhändler am Mittelrhein sein Unwesen trieb, hauste auch in Niederösterreich ein Räuber, der lange Jahre hindurch weitaus Furcht und Schrecken verbreitete und den Völkern viel zu schaffen machte, ohne daß es ihnen gelingen würde, ihn dauernd unschädlich zu machen.

Die damaligen Verhältnisse begünstigten sein Treiben. Es war die Zeit der Franzosenherrschaft, Preußen lag nach dem Trübsalstode von Jena und Auerstädt niedergeworfen am Boden, die Verwaltung stocherte überall, Alles hatte den Kopf verloren. Sowie ein französischer Beamter funktionirte, herrschte allerdings ziemlich Ordnung, organisatorisches Talent besaßen die Usurpatoren; Schließen war aber nur zum kleinen Theil von den Franzosen befehlet, und in dem noch freien Theil trat die ganze Zügellosigkeit und Verwilderung der damaligen Bureaucratie in freierwilliger Gestalt zu Tage.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß sich gerade in Schließen Vanden von lichtscheuem Gesindel bildeten, und unter den Anführern derselben hat sich der eingangs erwähnte, Erner mit Namen, am geschicktesten gemacht und sein verbrecherisches Treiben am längsten fortgesetzt.

Zu herrliche Anfangs der sechziger Jahre in einer geschäftlichen Angelegenheit Niederösterreich; meine Reiterrolle führte mich nach dem Südböhmen Waldenburger, nahe dem Bode Altwasser, und von dort nach Langenbielau.

Es war schon spät, als ich nach dem in einem Thale des Riesengebirges gelegenen Waldenburger kam, das von den Kuppen und Gipfeln der rauhen Berge ringsum überragt wird. Das geschäftliche war schnell erledigt; nachdem ich mich in einem guten Gasthause restaurirt hatte, fragte ich den freundlichen Wirth, ob ich einen Wagen bekommen könne; es lag mir daran, Langenbielau möglichst bald zu erreichen.

Wider Erwarten wurde mein Wunsch erfüllt; trotzdem es bereits völlig Abend geworden war und nur das helle Mondlicht die Gegend beleuchtete, ließ der Wirth seinen braven Bräunen vor das leichte Kordwägelchen spannen, und da der Knecht nicht abkommen konnte, erbot sich der Vater des Wirthes, ein noch mehrwärtig stütziger Sechziger mit schneeweißem Haar, mich zur Reiterzeit über die Berge nach Langenbielau zu fahren.

Der Alte war ein gesprächiger Mann, und während wir halb aufwärts, bald abwärts auf der ziemlich guten Straße dahinjagten, erzählte er mir allerhand interessante Einzelheiten aus seiner Jugend; er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß und erinnerte sich noch recht gut der Franzosenzeit, des lässlichen Knechtzuges der großen Armee aus Rußland, der Schlacht an der Kapbach und anderer Ereignisse.

Die Straße bog in ein dichtes Gehölz ein, als der Alte anhielt, ausstieg, das Pferd beim Halfter nahm und langsam weiterführte. Ich wunderte mich darüber, denn der Mond stand hoch am Himmel und die Landstraße war breit und hell. Auf meine Frage wies der Alte auf einen alten Astreuz am Wege stehenden Stein.

Hier ist vor mehr denn fünfzig Jahren Jemand schändlich ermordet worden, sagte er, beim Waldenburger Stein ein Kreuz schlagend; jedes Jahr hier zur Abend- und Nachtzeit jedes Pferd, das vorüberkommt.

Wirklich wurde das bisher so geduldige Pferd eigenhändig unruhig, es schauerte, warf den Kopf auf und zeigte alle Zeichen des Schreckens und auch der Furcht. Wohl fünf Minuten lang führte der Alte das Pferd, er wie wieder in den Wagen stieg. Natürlich war ich bestrebt, näheres über das Drama zu erfahren, das sich hier vor so langer Zeit abgespielt; ich lasse nun die Mittheilungen des Alten, welcher den bedächtigen Räuber Erner selbst gesehen hatte und sich seiner noch wohl erinnerte, hier in Kürze folgen und bemerke dabei, daß mir später auch durch einen alten pensionirten Beamten in Breslau die Wahrheit der Erzählung bestätigt wurde.

Im Jahre 1806 begannen sich in Schließen Vanden zusammenzutreiben, meistens aus Markobauern und Destillateuren bestehend, von denen besonders eine, die unter Führung Ernerts stehende, zu Zeiten bis dreißig Mann stark, sich durch Gewaltthätigkeiten und Verwegenheit auszeichnete. In die Städte wagten die Räuber sich nicht, aber das Land, die Dörfer und einzelne Gehöfte hatten desto mehr von ihnen zu leiden.

Der Anführer, Alfred Erner, kamnte aus Pommeren, er soll aus guter Familie gewesen sein. Damals war die überbürdete Unioersität in Frankfurt a. d. Oder erst vor Kurzem durch Napoleon ausgedehnt worden. Unter der liebevollen Garde, deren Mitglieder in Frankfurt als bemoehte Häupter eine sehr bedeutende Rolle spielten und von der Bürgererschaft geschätzt und gemieden waren, ist Erner der älteste gewesen; als die Unioersität einging und er Frankfurt verlassen mußte, war er bereits in der Mitte der dreißiger Jahre.

Kurz darauf tauchte er in Schließen auf und zwar als Führer jener verwegenen Räuberbande. Bald war er weit und breit der Schrecken des Volks, dabei unmoob aber seine Persönlichkeit ein gewisser romantischer Zauber, der ihn besonders für eraltirte Damen höchst interessant machte.

Trog seiner wüsten Frankfurter Vergangenheit war er noch ein hübscher Mann von großer staltlicher Figur und herrlicher Kraft, besonders hatte er

schöne, leuchtende, tiefblaue Augen. Für gewöhnlich zeigte er ein nobles, geistvolles Wesen und verlagerte nicht den gebildeten Mann; Kräftigkeit, daß er nur reiche Leute brachthabte. Aemern gegenüber aber häufig als Reiter in der Roth auftrat.

Lebtester Umstand dürfte wohl der Grund gewesen sein, weshalb es ihm nicht gelang, sich den Nachstellungen der Behörden zu entziehen und, wenn er gefangen wurde, auf schar und begriffliche Weise wieder zu entfliehen.

Erners Kühnheit und Verwegenheit war einer besseren Sache würdig, er schrat vor keiner Schwierigkeit zurück. So groß war die Furcht vor ihm, daß sogar die Gendarmen und Soldaten, die auf ihn schabeten, ihn aus dem Wege gingen, wenn sie nicht in bedeutender Uebermacht waren.

In einem Dorfe in der Nähe von Freiburg wurde er einst durch ein fünfzig Mann starkes Detachement Soldaten aufgegriffen; er selbst hatte nur drei seiner Raubgeheilen bei sich. Er steckte die rechte Hüfte, in der er sich verbergen gehalten, in Brand, wartete bis zum äußersten Moment, und brach dann wie ein Donnerkeil auf die sein Versteck umzingelnden Soldaten ein; vier von ihnen blieben auf dem Platze, während der selbst, allerdings aus mehreren Wunden blutend, mit seinen Begleitern entkam.

Im priedorner Steinbruch vertheidigte sich Erner mit seiner Schar gegen eine große Uebermacht mehrere Tage hindurch. Damals war bereits ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt; sein Lagerplatz in dem Steinbruch war verrathen worden. Soldaten und Gendarmen in großer Zahl hatten denselben rings umstellt, sie gestranten sich aber nicht, den vorwegenen Räubern mit blanker Waffe zu Leibe zu gehen, sondern beschränkten sich auf ein Feuergefecht, das den gut gebildeten Banditen jedoch keinen Schaden zufügte.

Am dritten Tage erst, als die Schüsse aus dem Steinbruch nicht mehr erwidert wurden, wagten sich die Hüfner hinunter, aber siehe da, Erner mit samt seinen Genossen war nicht mehr zu finden; wie es ihm gelungen ist, an den senkrechten Felswänden empor und oben unentdeckt durch die Kette der Soldaten zu kommen, wurde nie aufgeklärt.

Räuberhaft war es damals überhaupt Jedermann und Vielen sogar recht unheimlich, wie es Erner ermüdete, sich stets aus den schwierigsten Situationen zu retten, aus den festesten Ketten auszubringen, denn menschliche List und Verschlagenheit schien dazu nicht ausreißend zu sein.

Er war mehrmals gefangen; sein Renommee als Ausdrehler hatte sich darauf verbreitet, daß ihn keine Sanktionsbehörde in ihrem Gesängniß mehr haben wollte; wurde er ergriffen, so transportirte man ihn sofort nach der nächsten Festung, aber auch die Militärbehörden mochten den lähmen Räuber nicht zu halten, es war, als ob er einen Koboldstab besaß, vor dem sich die dichtesten Mauern spalten und ihm Ausloß gewährten.

Gerabzu berühmt geworden ist sein Entfliehen aus der Festung Olsh, wo er in einem der Kafemaltenerlöse sah. Mit vier schweren Ketten war er an die in der Mauer befestigten gewaltigen Eisenringe geschmiedet; eine Kette mit hell klingenden Schellen hatte man auf seinem Kopfe befestigt, so daß die vor der Kerkertür unaufhörlich mit geladenem Gewehr patrouillirenden Schilowachen jede seiner Bewegungen hören mußten.

Und trotzdem gelang es Erner auszubringen und zu entkommen. Die Ursache wirkelte damals viel Staub auf, die eingeleiteten Untersuchungen haben jedoch kein Resultat ergeben, wenigstens ist nichts davon in die Oeffentlichkeit gedrungen, nur so viel ist sicher, daß nach seiner Flucht keine Ketten zerlegt gefunden wurden und daß er sich von den heißen Ketten der Festung an einem Seile herabgelassen hat, das aus seiner Kleidung sabirt war, gerade ebenso, wie lange vor ihm der Pandarenoberst Baron von Trend aus Olsh entwich.

Während er gefangen saß, erhielt er von vielen vornehmen Damen Besuch, die den bedächtigen schönen Räuberhauptmann bewunderten. Man vermuthete, daß eine sich in seine schönen Augen verliebt hat und ihm in irgend welcher Weise zur Flucht behülflich gewesen ist, wenigstens wurde später, als er in der Festung Schweinitz gefangen saß, jeder Damenbesuch bei ihm verboten; das Mittel half aber nichts, denn Erner entkam auch aus Schweinitz.

Später wieder eingefangen und wiederum in Schweinitz festgesetzt, sollte er an Rußland ausgeliefert werden, mit dem Preußen damals einen Vertrag geschlossen hatte, nach welchem seine schwarzen Verbrecher nach Sibirien verschickt werden sollten.

Erner lächelte den Festungskommandanten, der ihm diese Mittheilung machte, geradezu aus; mit bestem Humor fragte er, was er denn in Sibirien anfangen sollte, er hätte keine Lust dorthin zu gehen und schickte es auch nicht; er versicherte, daß man ihn nicht bis über die Oder bringen würde.

Es läßt sich gewiß annehmen, daß nun erst recht die äußersten Vorsichtsmaßregeln zur Anwendung gebracht wurden, um den gefährlichen Räuber sicher zu transportieren, jedoch es geschah wirklich, was Erner vorausgesagt hatte, er wurde entpungen, ehe der Befangenentransport die Oder überquerte.

Das Ende Ernerts entsprach nicht der wilden Romantik, die ihn im Leben umgab; er fiel nicht im heldenhafte Kampfe gegen die Diener der heiligen Herrschaft, sondern er wurde bei einem nachlässigen Einbruch von dem Besitzer des Hauses ohne jeden Kampf erschossen. Er kam Nachts zu einem reichen Müller, um den

selben auszurauben. Auf einer Leiter stieg er leise zum Fenster hinauf und war oben im Begriffe, in das Zimmer zu springen, als er unentdeckt durchbohrt wurde; der Müller hatte zufällig was im Bette gelegen, seinen an der Wand hängenden Begeu ergriffen und ihn dem Räuber durch den Leib gerannt.

Erner führte allerdings zum Fenster hinaus, seine unten wartende Bande, in der Meinung, der Anschlag sei verrathen worden und die Gendarmerie sei in der Nähe, ergriff die Flucht; der vor dem Hause liegende Leichnam wurde am nächsten Morgen als der des geschätzten Räuberhauptmannes erkannt.

Die Bewohner der ganzen Gegend atmeten bei der Kunde von Ernerts Tode, wie von einem Alp befreit, auf, der Müller aber erntete schlechten Dank. Da er nicht beweisen konnte, daß er den Räuber in der Rothwehr erschossen hatte, wurde ihm der Prozeß gemacht. Ein geschickter Breslauer Anwalt nahm sich endlich seiner an und erzielte ein freisprechendes Urtheil.

Der Müller lebte heim, aber in der langen Zeit seiner Abwesenheit war sein Geschäft dergab gegangen, er war zurück. Kaum ein Jahr darauf wurde er von Mitgliedern der Bande, deren Hauptmann er getödtet, aus Ruße auf die grausamste Art ermordet und zwar an jener, durch einen Stein bezeichneten Stelle, die der Vater des Waldenburger Wirthes mir unterwegs gezeigt hatte.

Der kurz nachher ausbrechende Riesenkampf gegen den Erbfeind, in dem sich besonders die Schlesier durch Begeisterung und Opfermuth auszeichneten, mag zum großen Theil die Veranlassung gewesen sein, daß der Räuber Erner nicht wie sein räuberischer Gefangenengehilfe Schindlerhändler in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt geworden und für eine gewisse untergeordnete Romanliteratur eine willkommene romantische Figur geliefert hat.

Krischan.

Von Axel Thies.

Des Schiffes selbstbestallter Spaßvogel, No. 220, oder wie er im gewöhnlichen Leben genannt wurde, der „lockige Krischan“ stand vorn an der Back und rauchte sein Akenpfeifchen.

Die fleißige Wiene, mit welcher er in den Bodnast hinausfuhrte, die Langsamkeit, mit welcher er seinen kleinen Vatersamerer stopfte, zeigten nur zu deutlich, daß er in diesem Augenblicke durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt war.

Sonst geschah es an solchen Abenden, wo er zur freiwache gehörite, daß ein eines der Hüfner mit Salzfleisch (Kuchfleisch nannte er's) zur Kitchine extor. Von hier aus jagte er eine ungläubliche Menge von Liedern und Anekdoten vorzutragen, nicht zu gedenken der schredlichen geheimerlebten Spafsgeschichten.

Er war sehr gesehen auf jedem Schiff; er bildete die Quelle aller möglichen Lustigkeit; er war aber auch der erste und zuverlässigste, wenn es bei hartem Wetter galt, fest und sicher irgendwo einzugreifen. Heute Abend hatte er an seine Braut in Kopenhagen geschrieben. Das war eine köstliche Braut, die darauf wartete, daß er einstmals erster Steuermann werden sollte, dann wollte sie seine Frau werden. Sie gehörte nicht zu denjenigen, welche ihm in ausländischen Häfen schändeten so oft zugenickt hatten, nein, sie war ein christliches häußliches Mädchen, welches sich freute, wenn er heimkehrte, denn dann wollten sie gemeinsam einen Spaziergang in's Gehölz unternehmen.

Er hatte versprochen, ihr allerlei schöne Sachen aus Weindindeln mitzubringen. Jetzt war er auf dem Heimweg über die Nordsee und was brachte er ihr? — er hatte all sein Geld zu anderen Zwecken verbraucht.

Nun kam die Reue über seinen Leichtsin, welcher ihn seine Versprechungen hatte vergessen lassen und mit Schreden dachte er an das Wiedersehen bei der Heimkehr.

Wort halten mußte er; das mußte ja jeder brave Seemann, meinte er.

Des „lockigen Krischan's“ sonst so vergnügtes Gesicht sah so traurig, so beunruhigt aus, das einige Waate meinten, es müsse einen großen Jura geben, wenn sie sich vor ihm aufstellten und ihn lächlich auslachten — aber mit einem mächtigen Knack stieß er sie zurück. Er grübelte hin und her, aber er fand keine Entschuldigung, als daß man burschig werde, wenn man einen freien Tag am Lande im Sommer zubringt, englische Mädchen würden auch burschig und — zum Teufel! — wenn man nun von Hans aus etwas Gerales recht veranlagt ist. — — — Aber der Humor wollte nicht wieder kehren, er fand keinen Ausweg, und die Kameraden sahen ihn Abends betrübt zur Reize gehen.

Auf einem Kriegsschiffe, wo so viele Reudigen neben einander wohnen, ist es natürlich absolut notwendig, daß die peinlichste Ordnung herrscht, vor allem wird darauf geachtet, daß die Nachtruhe nicht gestört wird.

Die Hängematte hängen neben einander; hier eine Katerne, dort eine Schilowache, was die Ruhe aufrecht zu erhalten; aber gleichwohl kommt es vor, daß einige Spafsmacher dann und wenn hier ihr Wesen treiben. An diesem Abend war es besonders unruhig, trotzdem die Besatzung in der letzten Zeit oft mitten in der Nacht abgerückt ward und Dienst leisten mußte.

Dieses Mal ging es über die Unteroffiziere her, die meistens etwas später zur Ruhe gingen. Der erste, welcher sich in seine Hängematte schwang, fauste sofort wieder herab

auf die unten liegenden Gefäßhänge — auch für einen Krieger eine etwas unbedeutsame Schlafstätte. Der zweite fiel in eine Schlinge auf der Treppe, in deren Nähe der Schiffshund schlief. Bei dem Sturz des Soldaten erwachte dieser natürlich und packte das Bein desselben, als er unbedächtigt einen Fußtritt bekam.

Am schlimmsten erging es dem Jordensten, dessen Hängematte man mittelst einer Leine in eine Schaufel verwandelt hatte, die von unsichtbarer Hand häßlich gleichmäßig in Bewegung erhalten wurde, dazu erdnete ein wahrhaft teuflisches Geheul und Gelächter.

Das war denn doch des Guten zu viel. Es wurde eine Untersuchung ange stellt, aber die meisten waren in einem so tiefen Schlaf versunken, daß es unmöglich war, sie zu erwecken; dabei erscholl ein so lautes Schreien, daß der wachhabende Bootsmann durch die hintere Luke fragte, ob das Schreien mit dem Ankertreiben halb unterbleiben würde.

Der „lockige Krischan“ war natürlich sofort im Verdacht, aber er schlief so fest, daß es kaum gelang ihn zu wecken und so alleben war er ja auch den ganzen Abend so traurig gewesen.

Am andern Morgen erdnete das Signal: „Alle Mann an Deck!“ Als die Mannschaft sich in Reih und Glied aufgestellt hatte, trat der Chef vor die Front, vorlas einige Paragraphen aus dem Strafrecht und theilte mit, daß, so lange man die Uebelthäter nicht erdnete hätte, der Punsch am Sonnabend Abend ausfallen sollte und außerdem, wenn man im Heimathhafen ankommen würde, der Urlaub bedeutend beschränkt werde.

Dann gingen die Mannschaften auseinander, distanzirten die wichtige Tagesfrage und tauchten Verwahrungen darüber aus, wer denjenigen die Hände, dem man diese Unannehmlichkeiten zu verdanken habe.

Es war Sonnabend, es war Feiertag. Sonst erlangen um diese Zeit die lustigen Töne einer Harmonika, es wurde getanzt und gesungen, die freibende Punschstunde öffnete die Herzen, man war munter und guter Dinge. Nun war alles anders. Schweigend saßen die Leute da und starrten mit einander.

Der „lockige Krischan“ überhaute die Menge. Er traute sich sein dichtes, welliges Haar und zog den einen Mundwinkel so hoch, daß seine Pfeife in den dicken Röhre zu seinem Ohr kam — er mußte einen guten Scherz haben; er schlug ein paar Mal lächlich gegen eine Salzfleischknoche, zum Zeichen, daß er etwas miltheilen wolle, und kletterte dann auf dieselbe hinauf.

Die Pfeife befiel er im Munde, er konnte auch so ausspucken und reden; doch wenigstens eine Hand in der Hofentasche vergraben war, ist selbstverständlich. „Seht Ihr, Jungens“, sagte er, „Ihr seht ja ganz nett dabir, wie der Walfisch zu den Heringen im Reize sprach, aber das kann doch anders werden, wenn ich es will.“

Nun drängte sich alles an ihn heran und bestürmte ihn mit Fragen. „Na — na — na, nun kommt's“, fuhr er fort, „seht ich habe so oft die Schuld bekommen bei Dingen, die mich gar nichts angingen; ich kann's auch dieses Mal thun. — Was sagt Ihr dazu, wenn ich Alles auf mein unschuldiges Haupt nehme?“

„Bravoo Hödt!“ riefen die Versammelten. „Einen Augenblick noch, Kameraden! Scheint Euch nicht, daß ich dafür etwas bekommen muß, um mich für das Brummen schuldig zu halten? — Wenn Ihr nun zum Beispiel Jeder 10 Dore bezahlt?“

Es wurde einstimmig beschloffen, daß Jeder ihm 10 Dore geben solle. „Angenommen!“

Gesagt — gethan. Der „lockige Krischan“ meldete sich als der Schuldige und wanderte in Kretz, die übrigen Mannschaften vergnügten sich wieder beim Sonnabend-Punsch.

Krischan wurde allgemein beklagt, es war wohl nicht einer unter der Schar, der nicht auch schon einmal einen dummen Streich gemacht, in allen Ehren natürlich — aber das Gefäß, ein unredlich-mäßige Weise der Strafe entgangen zu sein, empfand doch Jeder. Allgemein war daher auch die Freude, als der Wirthers sich wieder auf dem Verdeck zeigte.

Krischan wurde getödtet und ermuntert von allen Seiten, man spendirte ihm Priemlabat und Cigaretten und zahlte ihm endlich sein Honorar aus; es war doch ein ganz hübsches Stämmgen. Es besanden sich nämlich 300 Mann an Bord, so daß die Sammlung 30 Kronen ergab. Der „lockige Krischan“ war wieder vergnügt; er strökte von Lust und Uebermuth; er drückte den Kameraden die Hände, er rauchte eine lange, „feine“ Cigarette und besand sich, wie man zu sagen pflegt, im siebenten Himmel.

Er fühlte sich gedrungen, den Kameraden etwas mitzutheilen. Aber anstatt zu sprechen, brach er in ein schallendes Gelächter aus, er lag so herzlich, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen, er schlug sich auf die Knie, schob die Mähe zurück und krante sich im Haar. Dann wüchste er sich mit dem Kermel über das Gefäß und verjudte abermals zu sprechen, aber er konnte fast nicht atmen; er war in Gefahr, die Balance auf seiner Tonne zu verlieren. Endlich stieg er in abgerbrochenen Sätzen hervor:

„Ja, seht Ihr, Jungens. Ich kam mich vor Lachen nicht halten, wenn ich denke, daß ich es doch war, der den ganzen Ulf ansäuferte, — und nun habe ich noch obendrein bezahlt bekommen.“

Die Freigabe lief in den Hafen von Kopenhagen ein und fandte einen donnernden Salut zur Stadt hindüber. Am

Ufer standen Leute, die sich bei jedem Schusse die Ohren mit den Fingern zu schloffen. In einem Kämmerchen aber sah ein junges Mädchen, dem das Nähering aus der Hand fiel, indem er aufmerkiam die Schiffe abblitzte.

Nun war er also gekommen; sie hatte keine Ruhe dabien, sie mußte absolut zum Vetter Abolf, um zu sehen, ob er den bestellten Kranzstücken auch wirklich schon machte. Denn Kranzstücken mußte es sein, der sollte den Glanzpunkt beim Feste an den nächsten Tage bilden; so hatte Marie, das war der Name des jungen Mädchens, es sich gedacht, sie freute sich der Ueberrückung, welche Alle an den Tag legen würden, wenn der Kranzstücken auf dem Tisch erschienen würde.

Einen solchen Luxus hatte man in dem kleinen Zimmer noch nicht gesehen. Vetter Abolf, ein Bäckergelle, hatte versprochen, oben in der Mitte darauf einen niedlichen Seemann aus Zucker zu befestigen, es war also kein Wunder, wenn Marie, von der Neugierde getrieben, sich nach der großen Köchigstraße schlich, wo die Bäckerei lag.

Zwischen bestand sich unser Freund schon am Lande. Er freute sich bei dem Gedanken, daß er seine Liebste mit seinen Geschenken überraschen konnte. Freilich hatte er nicht Vieles mitgebracht, aber es gab hier so ein Magazin für allerlei japanische Sachen. Die sahen bunt und niedlich aus, daß sie wohl für westindische Waaren gelten konnten.

Er kaufte hier und da und hatte bald eine ganze Anzahl von Paketen. Da gewahrte er plötzlich Marie, welche die Straße herab kommt und in einer Postre verschwindet.

Sie schien ihm aufgeregt, so häufig in ihren Bewegungen, das mußte einen besonderen Grund haben. Er schaute das Haus von unten bis oben an. Richtig da hing ja ein vergoldeter Krugel. Das mußte das Gefäß sein, wo der stolze Knecht arbeitete. Er hatte ihn nie leiden können, er war so „fein“, so weltmännisch gewandt. Er war ihm ein Dorn im Auge gewesen schon damals, als sie noch mit einander auf der Straße spielten und später im Thiergarten mit einander spazieren gingen. Er machte dem Mädchen so viele Komplimente und hatte alterhand solche, solche „Vandrattemanieren“.

„Nur die Wirklich? — — Nein, das konnte er nicht glauben. Aber so die Zeit in seiner Gesellschaft verbringen, das war oieilichst ihre Gewohnheit, wenn er ruhete, — aber, das wollte er sich nicht gefallen lassen.

Sein Horn begann zu erwachen; doch er wußte nicht recht, was er machen sollte. Da kam ihm der Gedanke, auf den Hof zu gehen und in die Fenster der Bäckerei zu klopfen. — Natürlich, da standen sie und beugten sich gegen einander, als wenn sie mit einander stühten. — Das war zuviel. Seine ganze Eifersucht entflammte. Er schleuberte seine Pakete zur Erde und wollte durch die Thür.

Aber die ließ sich nicht öffnen. Das beschränkte noch sein Mißtrauen. Mit seiner ganzen Kraft stemmte er sich gegen das morsche Holz, mit einem Krach zer splürrte es und — da stand er nun mitten in der Backstraße.

Mit einer heftigen Bewegung riß er Beide auseinander und sah — auf dem Tische vor ihnen einen hübschen Kranzstücken, in dessen Spitze eben ein kleiner Seemann aus Zucker befestigt werden sollte, mit roten Wangen, eine Dannebroggflagge in der Hand.

„Oh, mein Gott! Christen, Du!“ rief sie und zog ihn an den Hals. „Wenn Du einmal wieder kommst“, meinte Vetter Abolf, „so hast Du wohl die Güte, durch jene Thür zu kommen?“

„Das war schade“, sagte Marie, „jedemal wenn ich Lust hatte, einen Krugchen zu essen die ganze lange Zeit, habe ich das Geld dafür zurückgelegt, um Dich morgen zu überraschen, und nun verdirbt Du uns den ganzen Spaf.“

Sie lag ihn mit ihren klaren unschuldigen Augen an, er schien so ernst zu sein. Er sagte kein Wort, sondern zog sie nur noch fester an sich.

Als sie auf den Hof traten, wo die Gefährten lagen, ging ihr plötzlich ein Licht auf; nun erst erkannte sie den Grund seiner Verdröbtheit.

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und sah ihn bittend in die Augen. „Mein liebes, süßes Mädchen“, flüsterte er, „kannst Du mir verzeihen?“

Vergriffen.

Nach jahrelangem vergeblichem Arbeiten hatte Peter Nischlich nun endlich für seinen neueren Roman „Das schwarze Verhängniß“ einen Verleger gefunden und schwebte ein paar Wochen lang in Banne und Erwartung von Gold und Ruhm. Aber er wurde schredlich enttäuscht; denn sämtliche Kritiken, welche er über sein Werk zu lesen bekam, rissen das selbe stüchtern herunter, so daß natürlich nicht ein Exemplar davon abgesetzt wurde.

Menschenscheu und mit sich und der Welt zerfallen, brütete er Tage lang in seiner Dachhöhle, bis er sich endlich doch aufrecht und entschloß, sein Herz seinem Jugendfreunde Popphauser auszusprechen, der ein äußerlich schauer Mensch war, der in Folge dessen auch längere eine gute Stellung in einem Bankhause erworben hatte.

„Topp!“ rief der Andere. „Gilt's einen Korb Sekt? Die hast Du in einer Woche!“

„Es gilt!“ murmelte der Dichter vorwärts. „Aber Du willst mich wohl bloß foppen!“

„Nur daß!“ meinte sein Freund ab und griff nach dem Hute. „Doch noch Ein's: In Deinem Buche kommt jedenfalls auch eine Heldin vor — jung — blühend, getreulich — nicht wahr? Wie heißt sie denn?“

„Olga Fein!“ sammelte Nischlich. „Aber ich begreife nicht.“

„Holt's auch nicht richtig!“ lachte der Andere. „Es lebe Olga Fein! ... Nun komm!“

— — — Am andern Tage las alle Welt in sämtlichen güdigen Zeitungen der Stadt folgende jetzige Kundennote: „Gutbesitzer — mehrfache Willonade — jung und hübsch, wünscht sich zu verheirathen und sucht auf diesem Wege das Ideal, welches er anders nicht zu finden vermöchte. Die Auserwählte seines Herzens braucht nichts weiter als einen Eigenshaften zu besitzen, welche Olga Fein in dem Roman „Das schwarze Verhängniß“ von Peter Nischlich aufweist. Briefe — Photographie erwidert! — bei die Exped.“

— — — Drei Tage später prangte an allen Buchhandlungen der Ankündigung: „Das schwarze Verhängniß — erste Ausgabe vollkommen vergriffen — zweite in Vorbereitung.“ — denn jede Dame — ob jung, ob älter — hatte sich das Buch gekauft.

Diplomatisch.

Kellner: „Ein Gast hat ein Veestee bestellt, wir haben aber keine mehr, was soll ich ihm sagen?“

Wirth: „Dann sagen sie ihm, wir hätten welche, aber Sie könnten es ihm nicht empfehlen, das wird dem Manne sehr schmeicheln.“

General: „Unädige Frau sind jetzt auch wohl nahe an fünfzig?“

Dame: „Sehe ich vielleicht so aus, Excellenz?“

General: „Ah — gewiß nicht. ... Ich urtheile nach dem Aussehen Ihrer fräulein Tochter!“

Gemüthlich.

Gerichtsvollzieher (eine Pfändung vornehmend): „Wissen Sie was, ich denk, wir sagen jetzt „Du“ zu einander; — ich komm' doch schon lang genug in's Haus!“

Wife.

At: „Gutalire, lieber Freund, wie ich höre, bist Du vor Kurzem in den Hafen der Ehe eingelaufen?“

B (stüblich): „Ja... aber es scheint ein — Kriegshafen zu sein.“

Anstichsache.

Karlchen: „Papa, woran ist denn die Tante Anna gestorben?“

Vater: „Sie hat sich den Magen mit Apfelsinen überladen.“

Karlchen (zufeln): „Ah, das muß ein herrlicher Tod sein!“

Eine wunde Stelle.

Gast: „Bardon, wohnt hier nicht ein Pferdemeher in der Nähe?“

Wirthin: „Doch, gleich um die Ecke!“

Wirth (tabelnd): „Wie kommt Du dazu, zu wissen, wo hier ein Pferdemeher wohnt?“

Ueberflüssig.

A: „... So, so, der reiche Bankier ist Ihr Onkel! Da haben Sie gewiß viel Schulden?“

B: „Nein — gar keine!“

A: „Was thun Sie aber dann mit einem reichen Dattel?“

Verstännppt.

In einer Landgemeinde wird ein Fischwasser wieder verpachtet. Der frühere Pächter, ein Herr aus der Stadt, findet die bisherige Summe von zwanzig Mark zu hoch. „Was, das soll zu viel sein!“ ruft der Bürgermeister. „Das ja!“ sagt der Pächter. „Was hast Du gar nichts!“

Im Restaurant.

Warum kommen Sie nur mehr so selten, Herr Kaffee?“

„Ja, wissen Sie, Herr Wirth, bei Ihnen kann man nicht spielen! So bald man einen Bissen genommen, kann man nicht weiter essen!“

„Aber warum denn?“

„Weil dann nichts mehr auf dem Teller ist!“

Schwerwiegender Beweis.

Die Klagefahde der ledigen Walbause (seherstodter Emmerenzio) Strauchwurzel gegen ihren ungetreuen Liebhaber wegen nicht gehaltenen Ehereisprechens ist verurteilt worden, weil der Beklagte leugnet, zu der Klagerin in einem Liebesverhältniß gestanden zu sein und diese kein schriftliches Beweismaterial vorlegen kann. Mit überlegener Wiene betriht die betrogene Jungfrau am zweiten Verhandlungstag den Gerichtssaal. „Wo sind Ihre Beweise?“ fragt der Richter. „Hier!“ ruft triumphierend die Klagerin, öffnet die Thüre und vier Holzschreite schleppen einen Baumstamm herein, in dessen Rinde der Ungetreue seinen mittels eines stammenden Herzens seinen und der Geliebten Namen eingegrift hat.

Aus der Literaturstunde.

Ein Lehrer läßt in der Schule das Gedicht „Ritter Loggenburg“ lesen. Bei der Stelle:

„Und ein Jahr hat er's getragen, Trübsal nicht länger mehr.“

fragt er den kleinen Wirth: „Was meint der Dichter damit?“

Wirth: „E Heub!“